

Giechener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giechener Anzeiger (General-Anzeiger).



Jan von Werth.

Roman aus dem Dreißigjährigen Kriege
von Franz Herwig.

(Nachdruck verboten.)

(Schluß.)

„Frau Marie-Anne,“ sagte José Maria tonlos, „Ihr müßt nach Böhmen.“

„Was ist geschehen? Man hat geschossen.“

„Man darf gelassen sagen, daß alles verloren ist.“

Marie-Anne schrie auf:

„Und mein Jan?“

„Wird sich rechtzeitig in Sicherheit gebracht haben.“

„Ihr wißt nichts von ihm?“

„Nein, nur daß seine Regimenter sich zum Kurfürsten geschlagen haben.“

„Seine Regimenter? Ihn verlassen?“

„Da habt Ihr die hundsöttische menschliche Kreatur! Macht Euch bereit, ich bitte Euch. Die Soldaten hier sind aufgeregter; man weiß nicht, was geschieht.“

Marie-Anne sagte entschlossen:

„Ohne Jan gehe ich nicht. Er hat mir geschrieben, hier solle ich auf ihn warten. Und hier warte ich auf ihn. Würde ein schönes Gesicht ziehen, der Jan, wenn in dem allgemeinen Abfall auch sein Weib ausrisse.“

„Das ist Eigensinn — verzeiht, in solchen Fällen heißt es selbständig handeln. Vielleicht ist Jan längst über die Grenze — und wartet auf Euch.“

„Meint Ihr? Ihr wollt mich in Sicherheit haben, aber ich warte auf Jan. Und sagt nichts mehr dagegen.“

Aus ihrem Reisefad nahm sie zwei Pistolen und legte sie auf den Tisch. Dann setzte sie sich an das Fenster und wartete.

In der Stadt war ausgelassener Jubel. Aus den Lagern strömte alles in die Gassen und betrank sich. Im „Lechten Keller“ war unsinniges Geschrei und Gejohle. Die dreißig Taler waren ausgezahlt; sie wurden verprast bis — auf den letzten Heller.

Erst als es völlig Nacht war, hatten die Soldaten sich heiß gebrüllt und von Sinnen getrunken. Marie-Anne hatte ihren Fensterplatz nicht verlassen. Als der Lärm nachließ, war sie ein wenig eingeschlummert. Von einem Geräusch aufgeschreckt, fuhr sie empor; sie sah das Zimmer voll Menschen und sprang auf, nach den Pistolen greifend. Da sagte eine ach! so bekannte Stimme:

„Willst dir die zehntausend Taler verdienen?“ und Jan nahm sie in seine Arme.

Sie konnte es nicht fassen.

„Du hier? Mein Jan?“

„Das Vieh hat nicht einmal Wachen vor der Stadt. Niemand hat uns aufgehalten. Hier sind Freunde — die letzten.“

Es waren an die vierzehn Offiziere von verschiedenen Regimentern, die sich auf der Flucht vor ihren Soldaten Jan angeschlossen hatten.

Der Oberst Fledenstein trat vor:

„Erzellenz — der Herr Abbe versichert, die Brücke sei frei. Nehmt meinen Rat nicht krumm — aber wir müssen aufbrechen.“

„Laßt die Gänle zwei Stunden verschmausen,“ sagte Jan.

„Die Krenhischen Dragoner sind hinter uns. In zwei Stunden sind wir alle tot oder in Eisen. Aber wie's Euch beliebt.“

„Dann also vorwärts,“ sagte Jan müde. „Kommt, Marie-Anne.“

Als er in den Sattel stieg, sah er sich um. Sein Blick fiel auf das Wirtshauschild. Er lachte laut und bitter.

„Mein Jan,“ sagte Marie-Anne.

„Sieh dort: „Zum letzten Heller!“ Das Gesicht verhöht mich.“

Jan fröstelte, denn vom Flusse her wehte es kalt.

„Fertig?“ rief er zurück. „Dann vorwärts.“

Der traurige Trupp trabte an und verlief Bayern. — Sie ritten, so schnell die Pferde laufen konnten, durch die Nacht. Gegen Morgen tauchten sie in den Wäldern unter. Bei der ersten Nacht war man schon in der tiefsten Einöde. Weiter! Der Kamm des Gebirges wurde erklommen. Die zweite Nacht kam; man lagerte zwischen den Tannen. Morgen würde man im kaiserlichen Feldlager sein, das in der Gegend von Bisel zusammengezogen war.

José Maria fand keinen Schlaf. Er hatte Sorge um Jan. Der hatte während der Flucht nicht zwei Worte gesprochen. Ob Jan des guten Empfangs beim Kaiser wirklich so sicher war?

Der Abbe ging leise dorthin, wo Jan lag. Er beugte sich über ihn und sah in seine offenen Augen.

„Du schläfst nicht, Jan?“

„Schlafen?“ stieß der höhnisch heraus.

„Kommt,“ sagte José Maria, „ich muß mit dir reden.“

Jan deckte den Mantel sorgsam über Marie-Anne, die mit gelösten Gliedern schlief, und folgte.

Ueber ihnen war ein heller Julihimmel, überschattet mit Sternen. In den Spitzen der Tannen hing der Viertelmond. Es waren seltsam unwirkliche Geräusche in dieser Nacht. Auch mußte irgendwo ein Bach sein, der dumpf rauschte. Zuweilen atmete der Nachtwind, und die schwarzen Wipfel regten sich.

Jan fühlte, wie seine nagende Bitterkeit nachließ. Er umarmte José Maria und lag lange an seiner Brust.

„Sieh, Herzbruder,“ sagte er dann leise, „nun liegt der Jan im Dred.“

„Niemand liegt im Dred, als der sich selbst hineinlegt. Nicht das quält mich.“

„Rehe!“

„Jan, in der Morgenfrühe sind wir im kaiserlichen Feldlager. Hast du bedacht, was der Kaiser tun wird?“

Jan suchte in seinem Gesicht zu lesen. „Nun,“ sagte er zögernd, „er wird sagen: „Grüß Gott, Werth.““

„Meinst du?“

„Zackerbombenund — was kriecht dir im Hirn? José Maria, deine Gedanken sind giftig! Hat nicht der Kaiser mich gerufen? Hat er nicht gesagt: „Werth, kommt zu mir?““

„Ja — Werth — und deine dreizehntausend Mann. Aber du kommst allein!“

„Ist nicht meine Schuld.“

„Danach fragen die großen Herren nicht. Jan — noch ist es Zeit. Ich glaube an niemand mehr. Ich habe gesehen, wie alles von dir abfiel. Es waren viele darunter, die an deiner Brust gelegen. Und sie fielen ab. Wie wird ein Fürst handeln, der nur nach Zweck und Nutzen fragen muß? Höre — laß uns einen andern Weg nehmen. Wir kommen unbehelligt davon. Sind wir erst über den Main, so sind wir ganz in Sicherheit. Geh nach Flandern — dort stehen die braven Holländer noch immer gegen Frankreich. Sie werden dich mit offenen Armen aufnehmen. Ich bitte dich, höre auf meine Worte! Du hast nicht lange Zeit. Entschließe dich. Morgen ist es zu spät!“

„José Maria!“

„Fahre nicht auf! Ferdinand steht allein — er braucht einen Fürsprecher bei Frankreich und Schweden. Er kann einen Fürsprecher in Maximilian haben, der jetzt in Paris alles vermag — wenn er dich nach München schickt. Ich sehe die Dinge kühl an. Tu du's auch.“

„Ferdinand sollte mich festnehmen lassen? Ferdinand? Der letzte Ritter! Nun wohl, wenn Ferdinand so an mir handeln will — nun wohl, dann tu' er's. Ich hab' dann keine Lust mehr zum Leben. — Aber sei ruhig — deine Sorge um mich läßt dich schwarz sehen. Ich glaube an den Kaiser.“

„Und ich habe dich gewarnt!“

„Torheit! José Maria! Ferdinand sollte —? Ach geh. Ich nehme Gift im Vertrauen auf ihn!“

Er schlug den Abbé herzhast auf die Schulter. Dann weckte er sein Weib mit einem Kusse, und als sie ihn schlaftrunken anblinzelte, setzte er seine gehöhlten Hände an den Mund und ahmte das Signal „Auffitzen“ nach.

„Herren und Freunde,“ rief er munter, „in den Sattel! Ich verspüre ein Verlangen, unserm ritterlichen Kaiser die Hand zu küssen! Auffitzen!“ —

Es war noch früh am Morgen, als sie in der Ferne das Lager der kaiserlichen Soldaten erblickten. Man sah Regiment nach Regiment das Lager verlassen; ungeheure Staubwolken begleiteten ihren Zug.

„Sie rückten ab,“ rief Jan. „Vorwärts!“

Sie ritten im Galopp die lange, geneigte Ebene abwärts. Sie hörten jetzt die munteren Marschlänge der Feldmusik. Jenseits eines Hüchens stießen sie auf Troßknechte; die wiesen ihnen das Quartier des Kaisers. Jan gab seinem Pferd die Sporen und jagte voraus. Auf einer flachen Hügelstuppe sah er das kaiserliche Banner im Morgenwind sich blähen. Das Herz begann ihm zu schlagen. Er erblickte eine Gruppe von Pferden, einzelne Kavaliere traten aus den Zelten. Und dort — der große, schlanke Mann, der da dem Rappen den Hals klopfte, war das nicht —? Der Kaiser! Er setzte einen Fuß in den Bügel, da schienen ihn einige Herren auf den einzelnen Reiter aufmerksam zu machen, der da hügelan jagte, in der Ferne von einem kleinen Trupp gefolgt. Der Kaiser zog den Fuß aus dem Bügel und legte die rechte Hand über die Augen, denn die Morgensonne blendete. Jan sah seine Züge jetzt ganz deutlich, er glaubte Erstaunen und Freude auf ihnen zu lesen. Jetzt ließ Ferdinand die Hand sinken und machte schnell einige Schritte nach dem Rande des Hügel. Jan parierte den Gaul, sprang ab, Bügel über den Arm, Gut herunter, und da rief der Kaiser:

„Werth! Er ist es!“

Jan beugte ein Knie und faßte die ausgestreckte Hand des Kaisers.

„Majestät!“ sagte er, und Tränen würgten in seiner Kehle, „das ist alles, was ich bringe!“

Aber Ferdinand zog ihn an seine Brust und küßte ihn auf beide Wangen.

„Grüß Gott, lieber Werth! Waffenbruder von Nördlingen! Seid Ihr glücklich entwischt? Gott sei gelobt, daß er Euch beschützte! Ist das Euer Gemahl?“ rief er,

denn Marie-Anne war mit den Offizieren herangekommen. Er eilte auf sie zu und hob sie aus dem Sattel.

„Willkommen in Christi Namen! Und weint nicht, edle Frau. Nun de rWerth gerettet, ist alles gut! Spord! Gebt mir die Hand. Werth kommt! Gebt Excellenz ein Pferd von mir! Es ist Truppenschau. Ich werd' Euch dem Heer vorstellen, kommt — Herr Feldmarschall!“

„Majestät, womit habe ich verdient, daß ich — der ich ohne Heer —?“

„Bapperlapapp, Werth ist mir mehr wert als alle bayerischen Regimenter!“

„Majestät, als die Truppen mir nicht folgten, habe ich den Glauben an die Soldaten verloren. Wie soll ich zu den Regimentern Eurer Majestät —?“

„Werth, das sind österreichische Stammtruppen, kein Söldnergesindel! Joseph,“ sagte er zu seinem Vetter, dem Erzherzog, „geh und laß die Truppen antreten!“

Und Jan ritt durch das Lager, an der Seite seines Kaisers, so wie er von der Flucht kam, zerrissen und beschmutzt.

„Werth,“ sagte Ferdinand, „Ihr müßt schon erlauben, daß ich meine Soldaten kommandiere. Aber meine und meines Landes Hoffnung steht bei Euch. Spord soll Generalleutnant werden. Habe das Vertrauen zu euch beiden, daß ihr mir die Franzosen stille macht. Die Schweden sind's schon. Also — den Franzosen an die Kehle! Und dann ist Friede. Diese eine Aufgabe habt ihr noch zu lösen, und dann sollt ihr Ruhe haben!“

Sie ritten ein in das ungeheure Viereck der paradierenden Truppen. Die Nachricht von der Ankunft Jans mußte schon bekannt sein. Die Regimenter waren unruhig; man sah, wie sie nur mit Mühe Linie hielten. Mitten auf dem Plage hielt der Kaiser an. Er zog den Degen und stand in den Bügeln hoch. Und mit seiner tönenben Stimme, die bis ins letzte Glied drang, rief er:

„Soldaten! Hier präsentier' ich euch den Generalissimus, den Grafen Jan von Werth! Soldaten! Attention: Vivat Jan von Werth!“

Das war kein Geschrei, kein Gebrüll — sondern die Erde donnerte und bebte.

„Vivat Jan von Werth! Vivat Jan von Werth!“

Die Fahnen flatterten, von markigen Händen geschüttelt, die Musketen kreisten im Schwunge, auf den gerechten Degen blühten die Stahlhelme in der stimmernden Sonne. Und in dem Loben der sechzehntausend Soldaten, in dem Donnern der Heerpauken und dem Schmettern der Feldmusik zog der Kaiser seinen Feldmarschall Jan an die Brust, und Jan preßte mit der Linken die Hand seines Weibes, und es war ihm, als ob das Glück ihn packe und erhöhe und schweben ließe, und er schloß die Augen und wünschte: Jetzt möcht' ich sterben!

15. Kapitel.

Sonnenuntergang.

Es war fünf Jahre später, ein milder Herbsttag. Längst war Friede. Vor dem Portal des Schlosses Venatek stand der Kaiser Ferdinand der Dritte in den Sattel. Neben ihm stand der Schloßherr — Jan von Werth. Ist das Werth? dachte der Kaiser. Dieser gebeugte Mann, der, kaum fünfzig Jahre alt, wie ein Greis aussieht?

„Alter, lieber Werth, ich komme bald wieder. Dann reden wir wieder von alten Zeiten.“

„Können nur noch davon schwätzen, ja.“

„Ihr seid unzufrieden? Kann ich Euch einen Dienst leisten? Gefällt Euch Venatek nicht? Das blühende Land, die Arbeit des Friedens, das Glück des Volkes? Friedlicher Herdbrand und Glockengeläut?“

„Es ist zu schön. Bin ich's nicht gewohnt und fühle — dreißig Kriegsjahre zehrten nicht so an mir wie drei Friedensjahre.“

„Ihr möchtet, ich sollte Euretwegen wieder Krieg anfangen!“

„Regt sich der Türke nicht?“

„Den schreckt Euer Namen.“

„Weiß schon — bin ich tot, gibt es Krieg.“

„Schämt Euch, Ihr, ein Mann auf der Höhe des Lebens, redet vom Sterben!“ Jan trat dicht an das Pferd des Kaisers.

„Hätt' mich doch bei der letzten Affäre eine Kugel getroffen, kaiserlicher Herr! Aber im Bette sterben? Nachts — oft, fühle ich, daß die Kraft mir fortrinnt wie Heidesand

in der Faust. Dann spring ich auf und gehe in die freie, wehende Gottesluft und warte — auf den Tod. Nur nicht im Bette sterben!

Der Kaiser schweig eine Weile. „Besucht mich in Wien, Werth. Will Euch schon aufheitem. Und lebt wohl indessen, alter Freund.“

Er reichte Jan die Hand. Nach zehn Schritten wendete er sich um, Jan stand noch da, gebeugt, und sah ihm nach. Da winkte Ferdinand noch einmal zurück und murmelte vor sich hin:

„Ist mir so, als hätt' ich ihn zum letztenmal gesehen.“

Im Parke, da, wo man einen weiten Blick über die Gefilde Böhmens hatte, bis an die blauen Wände des Isergebirges, in der lauen Septembersonne des sinkenden Tages, saß Marie-Anne mit Josè Maria. An Josè Marias Knie drängten sich zwei Kinder, ein vierjähriges Mädel mit blanken, schwarzen Augen und ein weißblonder Bub von zwei Jahren mit den zwinkernden Neuglein des Schenknechts Jan.

„Josè Maria,“ sagte Marie-Anne, „Ihr müßt ihnen nicht allen Willen tun. Sie sind schon so, daß sie weinen, wenn Ihr sie einmal nicht zu Bett bringt.“

„Laßt mir doch die Kinder — die Friedenskinder. Sie sollen früh merken, daß ich ihr Freund bin.“

„Unter aller Freund. Hätte ich Euch nicht, wie sollt' ich meinen Jan meistern können? Ihr steht mir bei in meinen Sorgen.“

„Und Ihr, Marie-Anne, schenkt mir mehr — einen eblen Gegenstand der Liebe.“

„Merktet Ihr, wie der Kaiser bestürzt war, als er Jan sah? Er drückte mir die Hand — wie einer Witwe.“

Es war eine schwere Pause. Josè Maria nahm die Kinder auf seine Knie und leitete ihre Händchen um den Hals der weinenden Mutter.

„Wir wollen zusammenhalten, wir vier, was auch kommt,“ sagte er leise.

Marie-Anne küßte die Kinder und sah den Abbs lange an. Blöcklich deutete sie nach dem Schlosse hinüber. Dort ging Jan, schwerfällig, mit geneigtem Gesicht. Langsam trat er an die Mauerbrüstung. Man sah sein schwerfälliges Gesicht sich erheben — dorthin, wo über Stopfseibern und Weinbergen, über Borchern und Klüssen, über schwarzen Tannenwäldern die Sonne sich auf den Kamm der Berge neigte. Jetzt berührte ihr Rand die Höhen, ihre glühende Scheibe sank. Um sie war ein mildes Leuchten reiner und sanfter Farben. Jan stand noch immer und schaute. Die Sonne war untergegangen.

Da nidte er mehreremal langsam vor sich hin und wendete sich und schwankte ins Haus.

Marktetender im Felde.

Von Georg Bus.

„Was? Der Blis!“

Das ist ja die Gustel von Blafewis.“

So 'ne Gustel, wie die aus Blafewis, und deren Schwesterkind, das niedliche Schemengesicht, sucht man heute bei unseren Regimentern vergebens.

Marktetenderinnen werden in unseren Heeren nicht mehr gebuldet, nur noch solche männlichen Geschlechts, und diesen wird höflich auf die Finger gesehen. Jedes Bataillon darf sich von einem Marktetender begleiten lassen, aber nur von einem solchen, der ein gutes Zeugnis aufzuweisen und seiner militärischen Dienstpflicht genügt hat. Auch muß er, bevor ihm die Erlaubnis zur Marktetenderei bei dem gewählten Truppenteile erteilt wird, eine Liste aller derjenigen Waren unter genauer Angabe der Preise einreichen, mit denen er zu handeln gedenkt. Sorglich wird die eingereichte Liste von der Intendantur geprüft und, wenn nötig, auf das rechte Maß zurückgeführt. Die Preise sind vom Marktetender genau nach der festgesetzten Norm innezuhalten, der Ausschank alkoholischer Getränke wird nicht geduldet, die Qualität der Waren, besonders der Lebensmittel, unterliegt scharfer Kontrolle, und der Marktetender selbst untersteht den Militärgeboten und der Disziplinargewalt des Befehlshabers des Truppenkörpers, dem er zugewiesen ist.

Wie streng auch die Bestimmungen sind, so finden sich doch Leute genug, die in Hoffnung auf guten Verdienst das Marktetendern in einem Feldzug wagen. Ihr Doffen ist selten getäuscht worden, denn der Soldat ist gern bereit, seinem Magen trotz reichlicher Kriegsverpflegung noch einige andere schmackhafte Zugeständnisse zu machen und für sie tiefer als gewöhnlich in den Geldbeutel zu greifen. Selbst die vorzüglichsten Leistungen der jetzt zu Ruhm und Ansehen gelangten Gulaschanonen haben nicht vermocht, die braven Kriegsmänner dem Marktetender zu entfremden — er ist

ihnen als Spender gewisser „Destrateffen“, die den Reiz des Feldbafens erhöhen, noch immer eine schätzenswerte und teure Persönlichkeit. Allerdings wäre manchem Kriegsmann eine Marktetenderin wie die Gustel von Blafewis und deren Schwesterkind lieber, doch höhere Gewalten haben in der Zulassung solcher zungen- und geschäftsgewandten Damen ein Haar gefunden und scharfsinnig erlannt, daß die früher geübte Gaianterie nicht mehr am Plage ist.

Im preussischen Heer ist man noch Jahrzehnte nach den Befreiungskriegen gegen die Marktetenderinnen ziemlich nachsichtig gewesen. Soldaten und deren Ehefrauen konnten, laut Reskript vom 29. Februar 1832, gleich jedem anderen Getrebetreibenden Marktetenderei oder Virtuallienhandel treiben, gleichviel, ob sie innerhalb oder außerhalb der Kaserne wohnten. Wohnten sie innerhalb der Kaserne, so mußten sie an Stelle des vollzähligen Qualifikationsattestes die Erlaubnis des Militärbefehlshabers, dem die Handhabung der Polizei in der Kaserne zustand, beibringen. Allerdings hatten die Marktetenderinnen in den Kasernen zwei Taler Steuer zu entrichten — ein Obolus, zu dem die Damen sich nur ungern bequemen. Der Zutritt zu den Lagern und Bivvaks der Truppen hing schon damals von einem Erlaubnisfcheine der Intendantur des zuständigen Armeekorps ab — war die Person einwandfrei, so erhielt sie den Schein. Allmählich wurden aber die Marktetenderinnen auf den Index gesetzt. Das Reglement vom 7. Mai 1875 gestattete nur noch den Ehefrauen der Marktetender, den Gatten ins Feld zu begleiten. Es war dabei festgesetzt, daß die Marktetender aus dem Beurlaubtenstande und der Landwehr zu wählen und schon im Frieden zu bestimmen seien. Auch wurden ihnen Verpflegung, Wohnung und Rationen zugebilligt. Aus allem geht hervor, daß die peinliche Sorgfalt unserer Deeresverwaltung sich auch auf das Marktetenderwesen erstreckt und ihm gewisse althergebrachte Auswächse zum Besten der Truppen genommen hat.

Ein leichtes Leben ist dem Marktetender nicht beschieden. Sind die Truppen zu langen Märschen gezwungen, so hat der Marktetender seine liebe Not, ihnen mit seinem ein- oder zweispännigen Plawagen zu folgen. Die Gähle, die er vorgepannt hat, sind gerade seine Prachzeremulare, und der Wagon ist auch nicht einer der stärksten Sorte. Natürlich großes Kament, wenn auf den fürchterlich mitgenommenen Wegen ein Sand stürzt und ein Rad bricht, oder wenn große Kolonnen das Vorwärtskommen erschweren. Wer da nicht fündig ist, kann zusehen, wo er bleibt — in Feindesland eine heikle Geschichte. Noch schlimmer steht es um ihn bei einem Rückzuge, der unter dem hartnäckigen Nachdrängen des Feindes erfolgt. Goethe hat einen solchen meisterlich geschildert in der „Campagne in Frankreich 1792“. Es war der Rückzug der deutschen Truppen nach der unglücklichen Annonade von Balmv. Die Fuhrwerkskolonnen suchten nach Möglichkeit die Entfernung zwischen sich und dem Feinde zu vergrößern. Ein toller Wirrwarr entstand, in dem liegen blieb, was nicht mehr fort konnte. Sorge lagerte auf allen Gesichtern. Zu Goethe und seinen Gefährten hatte sich, gelockt durch das hochflammende Wachtfeuer, eine alte Marktetenderin gefeselt. Ihr Wagon mußte irgendwo niedergebrochen sein, denn ihre Habe bestand nur noch in einigen Bündeln, die sie unter den Armen trug. „Nach Gruß und Erwärmung hob sie zudderst Friedrich den Großen in den Himmel und pries den Siebenjährigen Krieg, dem sie als Kind wollte beigewohnt haben.“ Dann begann sie zu schimpfen über die Fürsten und Voerführer, die davon schuld seien, daß eine brave Marktetenderin ihren Handel nicht treiben könne. „Man konnte sich“, fährt Goethe fort, „an ihrer Art, die Sachen zu betrachten, gar wohl erlustigen und sich für einen Augenblick zerstreuen.“ Auch spielten sich groteske Szenen ab. Nur ein Beispiel: „Zwei alte Marktetenderinnen“, schreibt Goethe, „hatten mehrere seidene Weiberröde buntschedig um Düste und Brust übereinander gebunden, den obersten aber um den Hals und oben darüber noch ein Halbmäntelchen. In diesem Ornat stolzierten sie gar lomisch einher und behaupteten, durch Rauf und Tausch sich diese Maslerade gewonnen zu haben.“ Der Rückzug hatte eben eine Atmosphäre geschaffen, die mit Tollheit geradezu geladen war. Daß es mit der Marktetenderei bei solcher Katastrophe und noch dazu in den Händen solcher Weiber übel bestellt war, liegt auf der Hand.

Dem Marktetender ergeht es am besten bei lang sich hinziehenden Positionskämpfen und Belagerungen. Er kann alsdann im Quartierdorf seines Truppenteils die Mößlein getrost ausspannen, den ganzen Kram vom Wagon schaffen und sich gewissermaßen als Ladenbesitzer häuslich niederlassen, denn ein passendes Geschäftslokal in einer leer stehenden Behausung ist schnell gefunden. Seine Sorge hat sich einzig auf die Ergänzung des Warenbestandes zu richten. Ist die Umgegend reich und eine größere Etappenstation in der Nähe, so wird es ihm ziemlich leicht sein, neue Ware zu beschaffen, andernfalls hat er mit Schwierigkeiten zu kämpfen, zumal wenn ihn bestellte Sendungen aus der Heimat aus irgendwelchen Gründen nicht erreichen oder infolge langen Lagerens auf der Bahn sehr verspätet und gar in verdorbenem Zustande eintreffen.

Während der Zernierung von Paris im Feldzuge 1870/71 sind alle Marktetender wohlhabende Leute geworden. Ihr Geschäft stand auf der Höhe vom 21. September 1870, dem Tage der Einschließung, bis zum 29. Januar 1871, dem Tage, an dem die Forts von unseren Truppen besetzt wurden. Und auch nach der Besiegung der Forts haben sie noch manchen guten Wagon verdient.

Der Marktentender unieres Bataillons hatte seinen Laden in dem von Einwohnern verlassenem Quartierdort mit Hilfe sachkundiger Mannschaften „den feinsten Schilff“ verliehen — es fehlte nicht der Ladentisch, das Regal, nicht ein Sammelstadium von Tonnen und Säcken und an der einen Wand nicht der elegische Spruch: „Morgen macht Sorgen“ und an der andern Wand die zarte Mahnung: „Buhle niemals übers Jahr, sondern immer blank und bar“. Höchst Notizen seiner Delikatessen waren anfänglich Rossmöhre und Dauerwäse. Die angeblich feinste Qualität dieser Wäse hieß Vene-Salami, ein Name, dessen besauernder Wohlklang dem Käufer jeden Gedanken an Dotterhüh-Sinnwegigte. Erstlich wurde später die Vene-Salami entthront durch einen vorzüglichen Fromage de Beie.

Rahmkäse in runder Tortenform aus der untern von Paris gelegenen ehemaligen Grafschaft „Brie-Française“ genießt schon seit Menschenalter wohlverdienten Ruf. In Meaux, vierzig Kilometer östlich von Paris, findet alljährlich ein Hauptmarkt in Brie-Käse statt. Der Absatz an solchem Markttag beträgt gegen zweitausend Tugend Käse. Das Tugend zwischen vierzig und hundert Pfund. Hauptabnehmer sind die Pariser Gastwirte und Hotelbesitzer. Damals gehörte Meaux zu unieren Etappenstationen. Die Marktentender ließen sich daher die Gelegenheit nicht entgehen, Fromage de Beie aus Meaux herbeizuholen. Als gewandte Achtmänner verwandelten sie ihn in pures Gold — sie zerlegten so eine Käsetorte von etwa vierzig Zentimeter Durchmesser in mindestens vier- und zwanzig Teile und berechneten jedes Teil mit fünfzig Pfennig. Und der brave Kriegsmann, froh die Eintönigkeit seines kulinarischen Daseins mal für kurze Zeit unterbrechen zu können, zahlte den Preis.

Das Geschlecht der Marktentender ist unalt und wird niemals aussterben. Marktentender begleiteten schon die griechischen Soldaten gen Troja, die Mannschaften des Xenophon während der Anabasis und die Legionen Cäsars nach Gallien und die des Drusus, Tiberius und Varus nach Germanien. Aber ihre Blütezeit gehört dem Mittelalter und der Renaissance an. Bogen die Landstrecke, gefolgt von Weib und Kind, ins Feld, dann waren die Marktentender für die Beschaffung von Nahrungs- und Genussmitteln notwendige Vermittler. Tempi passati — aber ein gewisser Wert ist dem Marktentenderwesen auch heute noch geblieben.

Vermischtes.

* Wälder, die der Krieg mordet. Schon vor dem Kriege war Frankreich ein waldarmes Land; wo der Krieg getobt hat, sind die französischen Wälder jetzt derartig verwüftet, daß nach dem Urteile von Sachleuten drei volle Jahrzehnte kaum instande sein werden, die geschlagenen Wunden zu heilen. Freund und Feind haben sich vor der gleichen unerbittlichen Notwendigkeit gesehen, ganze Wälder niederzulegen, um das unbedingt nötige Bau- und Brennholz zu beschaffen oder ein freies Schußfeld für ihre Geschütze zu bekommen. Ein im Felde stehender französischer Architekt, Jean Paul Maug, hat nun der „American Forestry“ seine Erfahrungen über die Wälder mitgeteilt, die der Krieg gemordet hat. Begibt man sich von Paris aus zur Schlachtfeldfront, so trifft man unmittelbar vor den Toren der Hauptstadt die Spuren des Krieges in den Wäldern. Als im August und September die Deutschen sich der Hauptstadt näherten, mußten die Franzosen selbst ganze Wälder niederlegen, die dem Feinde als Aushalt hätten dienen können. Der Wald von Montmorency hat auf diese Weise schwer gelitten, die Wälder von Vincennes haben nicht so starken Schaden genommen. Weiter nördlich ist es aber viel schlimmer. Der Wald von Bouvigny bei Arcas und der Wald von Verthornal mußten wochenlang immer neues Holz hergeben. Durch die Regengüsse waren alle Wege vollkommen ungangbar geworden, und um die Geschütze und den Munitionsnachschub befördern zu können, mußten Bohlenwege angelegt werden. Eine einzige Bohlenlage erwies sich als zu schwach, und so wurde eine zweite und schließlich auch eine dritte darüber gelegt. Ebenso gewaltige Holz-mengen sind für Unterstände und Wohnungen verbraucht worden, ferner zum Heizen, und so sind beispielsweise der Wald von Vitrymont und der Wald von Neu-Château in der Nähe des Forts Bourlémont vollständig abgeschlagen. Im Walde von Champagne sind alle Bäume in Meterhöhe abgeschnitten, im Walde von Meaux, auf der Hochfläche von Amance vor Nancy, im Walde von Crévie bei Arcancourt und in vielen anderen Wäldern stehen überhaupt fast keine Bäume mehr. Im Walde von La Hage sind Bäume und Unterholz vollständig verbraucht. Tagein tagaus sah der Architekt die Soldaten zum Holzstücken ausgehen und mit schweren Lasten wiederkommen. Hierbei handelte es sich nur um die Wälder, die absichtlich niedergelegt wurden. Es kommen noch die ungezählten Bäume hinzu, die der Artillerie oder auch den Maschinengewehren zum Opfer gefallen sind. Gegen das Niederschlagen ganzer Waldungen durch die Truppen hat sich die französische Waldverwaltung gewandt, aber Maug meint selbst, es sei schwer, ihre Vorschriften durchzusetzen. Unter den Wäldern im Kampfgebiete ist wohl keiner ganz unverletzt davon gekommen; die schönen Waldungen von Chantilly und Compiègne haben wegen ihrer Lage den geringsten Schaden erlitten.

* Sonderbare Feldpostbriefe. Draußen im Felde fehlt es mitunter an Schreibpapier. Die Freunde in der Heimat verlangen recht oft ein briefliches Lebenszeichen, aber sie vergessen meist ganz, Briefbogen und Umschläge mitzuschicken. So gehen denn oft recht merkwürdige Kriegsbriefe aus dem Felde heimwärts. Dieses Packpapier ist schon oftmals zu der Ehre gekommen, als Feldpostkarte zu dienen. Die neuesten und zeitgemähesten Postkarten aus dem Felde aber bestehen aus — Birkenrinde. Sauber wird so ein Stück Haut der Birke abgeschält, ein wenig getrocknet und — eine eigenartige, gelblichweiße Feldpostkarte ist fertig. Auch mancher Zigarrenkistendeckel hat schon den gleichen Dienst verrichten müssen. Künstler lieben auf diese Ausbülfsarten ein blaues Belchen aus den Argonnen, ein Ebenholz aus Belgien oder ein Kiefernweiglitz aus Polen. Manche feindliche Kanale hat ihre amtlichen Briefbogen mit schönem Vordruck hergeben müssen. Da schreibt der Kanonier Schülze stolz auf dickem Papier, das der belgische Eisenbahnminister oder ein anderer seiner Mitarbeiter zugehen zu benutzen pflegte. Ein paar recht sonderbare Feldpostbriefe kamen aus der Gegend von Yseranal. Dort hatte wahrscheinlich ein belgischer Philosoph sein Heim mit verachteten algerischen Aktien tapeziert. Denn unsere Feldgrauen benutzten einige dieser prächtigen bunten Aktienstücke, die freilich längst keine Zinsen mehr abwarfen, auf ihrer schönen weißen Rückseite als Briefpapier. Man muß sich alles zu nütze machen. Daß Manuskripten und Bieruntersätze als Druckstoffe schon oft von den fleißigen Briefträgern ausgetragen worden sind, war auch in Friedenszeiten bereits bekannt. Ein Feldgrauer in Polen aber schoß den Vogel ab. Er schrieb einen recht dicken Gruß an die liebe Gattin auf einen erparten, grauweißen Fehnmarsche in und steckte ihn in einen schon etwas selbgrauen Briefumschlag. Und der kostspielige Feldpostbrief ist richtig zu Hause angelangt. Die teure Ehegattin aber möchte ihn des darauf befindlichen Grußes wegen am liebsten gar nicht ausgeben.

Bücherlich.

— Relieffarte von Warschau und Umgebung (Relieffarten von den Kriegsschauplätzen, Nr. 20). Preis 26 Pfg. Franck'sche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart.

— „Der Leutnant erzählt“. Geschichten aus dem Weltkrieg 1914/16. Leipzig, Hesse & Weller Verlag. 1 Mark. — Der Band enthält ernste und heitere Kriegserzählungen aus der Feder bekannter und beliebter Schriftsteller. Vertreten sind: Wilhelm Arminius, Arthur Babilotte, Hans Friedrich Mundt, Waldemar Bonsels, Paul Burg, Carl Busse, Elisabeth Dauthendey, Liesbet Dill, Rudolf Greinz, Georg Dirschfeld, Hermann Horn, Kurt Richter, Karl Martens, Fritz von Ostini, Richard Rieß und Peter Scher.

— Deutschland sei wach! Vaterländische Gedichte von Ernst v. Wildenbruch, gesammelt von Maria v. Wildenbruch. XV und 169 Seiten Oktav. Verlag von G. Grote, Berlin. — Wilhelm Dittber hat Ernst v. Wildenbruch oft gemahnt, seine vaterländischen Gedichte zu sammeln und in einem Bande vereint herauszugeben; immer hat der Dichter dem Philosophen gemantwortet: „Noch nicht, ich habe noch allerlei zu sagen“. Nach dem Tode der beiden Männer kamen nach in Deutschland, da sprach man nicht vom Vaterlande, es wurde totgeschwiegen. In dieser schrecklichen Zeit wäre es mir, so schreibt die Herausgeberin in einer Vorrede, wie ein Frevel an Wildenbruch erschienen, diese Gedichte in einer Ausgabe in Dittber's Sinne erscheinen zu lassen; an arme Vögel hätten sie mich gemahnt, die sich im Dunkel verflüchten mußten. Das ist nun vorbei — überstanden — und ins Morgenrot des verfallenen Vaterlandes sende ich sie nun aus, ihnen des Freundes Rede am Sarge Wildenbruchs zum Geleite gebend.

Silberräffel.

cl, da, dorf, eu, frei, frey, gon, har, hi, lr, lon, m, mo, net, ni, nk, nol, o, o, ph, rat, re, sch, si, tät, tho, u, um, ver, vlo.

Aus vorstehenden Silben und Buchstaben sollen neun Wörter gebildet und derart untereinander gelehrt werden, daß die Anfangsbuchstaben von oben nach unten, und die Endbuchstaben von unten nach oben gelesen, ein Sprichwort ergeben. Es bedeuten aber die einzelnen Wörter folgendes:

1. Eine Unterrißkanal.
2. Geschichtlich bekannten Ort.
3. Stadt in Westfalen.
4. Strom in Vorderasien.
5. Nächstes Gegenstand.
6. Ein Musikinstrument.
7. Nordamerikanischen Freistaat.
8. Mittelhochdeutschen Dichter.
9. Französischen Staatsmann.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Logogriphs in voriger Nummer:
Rehle, Rühle, Rohle.